Hermann Ludwig Allmers

**11. Februar 1821 in Rechtenfleth, † 9. März 1902 ebenda) war ein deutscher Schriftsteller und Dichter.*

Ein erstaunlicher Mann, der in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr bekannt in Deutschland war. In mehr als dreißig norddeutschen Städten gibt es eine Hermann Allmers Straße. Natürlich gibt es auch eine Hermann-Allmers-Gesellschaft und ein Hermann-Allmers-Haus.

Er ist der Erfinder (!) des Wortes Attentäter, der Dichter des in studentischen Kreisen heute noch gesungenen sog. Telefonliedes („Dort Saaleck, hier die Rudelsburg"), Dichter des Gassenhauers

> *„Sagt, wer war wohl je so frech,*
> *wie der Bürgermeister Tschech.*
> *Der schoß unsrer Landesmutter*
> *durch das gnädge Unterfutter."*

Befreundet mit berühmten Männern von Ernst Haeckel über Ludwig Franzius bis zu Emmanuel Geibel, dem erfolgreichsten Dichter seiner Zeit („Der Mai ist gekommen" u.v.m.). Ehrendoktor der Philosophie und Mitbegründer der Gesellschaft der Männer vom Morgenstern etc. etc.

Die Liste ließe sich endlos fortsetzen. Einen solchen Mann sollte man sich mal näher ansehen. Dazu geeignet erscheint mir ein Nachruf, der in seinem Todesjahr in der Zeitschrift „Die Grenzboten", 61. Jg., 1902, Bd. 2, veröffentlicht wurde. Durch die uns heute altertümlich anmutende Orthographie (Thätigkeit, litterarisch, stehn statt stehen usw.) lassen wir uns nicht stören.

Hermann Allmers

von E.U. v.d. Weser

Wie den alten Wikingerkönigen beim Gange nach Walhallas Wonnesitz der Holzstoß flammte, so lodert in unsern Tagen dem Menschen, der aus der Menge weit sichtbar hervorgeragt hat, die leuchtende und manchmal wärmende Flamme der Nekrologe. Ist sie erloschen, so behauptet sich ein Gluthaufen noch lange Zeit, ein weniger weithin sichtbarer, aber meistens dauerhafter in seiner Wirkung. Dem alten Nachkommen der seefahrenden friesischen Bauern, der am 9. März auf seinem väterlichen Marschenhof

Hermann Allmers.

die Augen schloss, sind im letzten Viertel seines Lebens viele Ruhmesopfer geweiht worden. Viele hat er verdient, vieles wurde übertrieben von Leuten, die ihn erst in den allerletzten Jahren kennen gelernt hatten, ohne recht die eigentliche Natur seines Wesens zu erfassen, die aber, einer gewissen Zeitströmung folgend, den Heimatdichter feierten. Die Fülle seines Geistes und Gemüts neben den Schwächen zu ermessen und beides gerecht zu würdigen, ist nur denen beschieden, die viele Jahre ihm nähergestanden haben. Hermann Allmers war vor allen Dingen ein Mann der lebendigen Persönlichkeit. Was ihn litterarisch überlebt, kommt erst denen zur rechten Geltung, die diese eigentümliche Persönlichkeit genau gekannt haben. Unter diesen vielleicht den jungen Leuten am meisten, weil sie von ihr überwältigt wurden. Fernstehende werden in seinen Schriften nicht leicht den Grund für das staunenswerte Maß von Popularität entdecken, das der Verewigte in den letzten Zeiten genoß, am meisten in seiner nordwestdeutschen Heimat.

Mehr noch als der Dichter selbst hing sein Ruhm von der Scholle ab, die ihn erzeugt, und an der er heimatstreu gehangen hat. Er selbst hat sich vielen ganz andern Idealen zugewandt, die mit seiner Heimat und ihrem Kultus nicht das Geringste zu schaffen

hatten: dem klassischen Altertum, der Kunst des romanischen Baustils, der italienischen Malerei, der italienischen Natur und andern Dingen. Aber er liebte seine nähern Landsleute und seine Gegend, er wurde wieder geliebt, er war ihre Berühmtheit, sie trugen ihn auf den Händen. Als seine Leier längst verstummt war, als er nichts mehr schrieb, kamen Wallfahrten von Vereinen und Schulen auf seinen Rechtenflether Bauernhof, - auch eine Erscheinung unsrer verkehrserleichternden Zeit - immer mehr in Gang. Wie einen Patriarchen umstanden ihn die Scharen, und mit der Würde eines Patriarchen wußte er sie zu behandeln.

Sie sind eine eigentümliche Gegend, diese Marschen, denen er entstammt, und in denen sein Geschlecht seit Jahrhunderten nachweisbar ist. Wer sie mit Vorstellungen des Thüringer Waldes oder des Rheins zum erstenmal sieht, hält sie leicht für den Inbegriff der Langweiligkeit und Ausdruckslosigkeit. Viele Meilen lang begleiten sie die Weser zu beiden Seiten, am linken Ufer von Bremen bis zur Nordsee, ja weiter an der Küste entlang bis Ostfriesland und Holland, ohne eine einzige Unterbrechung; am rechten Ufer von Bremen bis Kuxhaven, nur kurz unterbrochen bei Vegesack, das wie Kuxhaven einen Vorsprung diluvialen Sandes bildet; dann beginnen die Elbmarschen. Die Marschen, die die wenig fruchtbare Sandebene, die Fortsetzung der Lüneburger Heide umsäumen, sind Anschwemmungen aus See- und Flußschlick und stehn dem berühmten Nilschlamm an Fülle der Pflanzennährstoffe nicht nach. In alten Zeiten konnten sie nur in trockner Sommerzeit benutzt werden, und nur zur Viehtrift, denn die Springfluten gingen über sie hinweg. Wo nicht etwa eine einsame Düne aus dem Schwemmland aufragte (z.B. Berne und Blexen), konnten keine Häuser stehn, und auch das Vieh durfte nicht so weit getrieben werden, daß man es nicht bei plötzlichem Hochwasser rasch hätte auf sicheres Land bringen können. Erst vom Jahre 1000 an beginnt die Eindeichung, um die sich namentlich Erzbischof Friedrich von Bremen große Verdienste erworben hat. Schwer kämpfte der Mensch mit Sturm und Wogenandrang. Erst allmählich gewannen die Deiche größere Festigkeit, so daß sich Häuser, Dörfer auf und hinter ihnen ansiedeln konnten. Und doch wurde die Springflut oft Herr über das Menschenwerk. Sie zerbrach die Deiche und sezte viele Quadratmeilen unter Wasser. Den Jahdebusen und den Dollart entriß sie dem Menschen wieder; bei beiden Katastrophen verschlang sie viele Dörfer samt den Bewohnern und ihrem Vieh. Bis um die Mitte des letzten Jahrhunderts sind solche Deichbrüche vorgekommen. Auch der vierjährige Allmers hat eine solche Not in seinem Heimatdorfe Rechtenfleth gesehen.

An der ganzen Küste entlang, von der Zuidersee bis nach der jütischen Grenze wohnten und wohnen die Friesen, ein deutscher Stamm von meist riesigem Körperbau, flachsblonden Haaren und eigner, nur noch in wenigen Sprachinseln (Saterland und nordfriesischen Inseln) am Leben gebliebner Sprache. Bis auf diese Stellen hat das niedersächsische Plattdeutsch die friesische Sprache ganz verdrängt. Der friesische Stamm fügte sich am wenigsten von allen in die Staatsordnung des alten Reichs ein. Er saß in seinen schwer zugänglichen Niederungen und bekümmerte sich weder um Kaiser noch um Herzöge und Grafen. Er bildete freie Bauerngemeinden, die nur lockere landschaftliche Verbände hatten. Erst nach der Reformation wurden - die „Häuptlinge“ zu Grafen von Ostfriesland, und die Grafen von Oldenburg Herren über das Rüstringerland. Es war ein trotziges Geschlecht, der friesische Bauernstand. Auch auf der See war es zu Hause; immerfort mußten die Hamburger und Bremer ihren Handel gegen friesische Seeräuber verteidigen; manchmal suchten sie sie in ihren mit Wall und Wassergraben umzognen Burgen auf, und wenn sie sie bezwangen, so legten sie ihnen die Häupter vor die Füße; so Bremen mit Dedo und Peto Lübben, Hamburg mit. dem trinkberühmten Störtebeker. Auch in der deutschen Dichtung taucht ein Mann auf, der die knorrige Art, die Mächtigkeit in seinem Wesen verkörpert, die seinen Stamm auszeichnet: Friedrich Hebbel. Im ganzen aber tritt das an Volkszahl ja auch nur kleine Friesentum weder in

Deutschlands Kunst und Wissenschaft noch in seinen staatlichen Kämpfen stark hervor.

Der Allmers'sche Stamm ist seit Jahrhunderten in „Osterstade" (d.h. Ostergestade), am Ostufer der Weser, südlich von Bremerhaven, ansässig gewesen. Er gehört zu dem friesischen Bauerntum, das auf seine Reichsfreiheit und Wehrhaftigkeit stolz war, und zu den verhältnismäßig wenigen dieser Bauernfamilien, die seit altersher ein Wappen führten, und zwar sämtlich einen halben Reichsadler in einem Felde, und verschiedne Zeichen im andern. Sie behaupten, den halben Reichsadler gemeinsam von Barbarossa erhalten zu haben, der ihnen damit eine Art Halbadel zugesprochen habe. Diese Legende bezeichnet wenigstens das Selbstgefühl des Bauernstandes.

Das Allmers'sche Heimatsdorf Rechtenfleth ist ein echtes Marschdorf. Es besteht nur aus etwa einem Dutzend Höfen, sämtlich strohgedeckt, und etlichen Häuslings- oder Heuerlings- (d.h. Tagelöhner-) Häuschen. Alle ducken sich hinter den Deich, der ihnen und den Bäumen der nicht allzu großen Gärten auch gegen den Sturm etwas Schutz gewährt. Alle haben hinter dem Haupteingang eine breite, lange Lehmdiele, beiderseits mit Viehständen. Im Sommer stehn sie meist leer, denn Kühe und Pferde gehn auf die Weide. Die Stallung ist gar nicht groß genug für die vielen Häupter, die im Sommer aufgezogen und gemästet werden. Im Herbst kommen Viehhändler und holen weg, was der Bauer nicht überwintern kann. Die Aufzucht von Pferden und Rindern, die Mästung von Ochsen und Kühen sind das wirtschaftliche Rückgrat für die Landwirtschaft der Marschen. Dazu bieten sich ihr die unabsehbaren Weideflächen dar, strotzend von grünem Gras und gelben Butterblumen. Weithin dehnt sich der Horizont, hier und da ein fernes Dorf am Deich liegend, auf der andern Seite der Geestrücken, d. h. der Rand des unfruchtbaren diluvialen Sandes. Der Himmel spannt einen weiten Bogen, und Wolken von einer das Auge des Landschaftsmalers in Entzücken setzenden Markigkeit kommen majestätisch herangezogen und entschwinden allgemach dem Auge. In all dem Sonnenglanz und Lerchenjubel — dieser und ein fernes Kuhgebrüll ist der einzige Ton, der die vollkommne Stille unterbricht —, in dem feinen Spiel des Lichts und der Farbe ist das eine Szenerie, deren Schönheit dem neuen Ankömmling nicht gleich aufgeht, die man aber bei näherm Eindringen wohl zu würdigen weiß. Man begreift auch, wie der Marschbewohner, der Niederdeutsche überhaupt, an dieser Landschaft hängt - und an dem Dichter, der ihn so oft zur Liebe für die Heimat ermahnt hat.

Hermann Allmers wurde am 11. Februar 1821 geboren: das einzige Kind seiner Eltern. Er kam so zart auf die Welt, daß niemand glaubte, er werde am Leben bleiben. Dazu war sein Gesicht durch eine Hasenscharte sehr entstellt; man glaubte, es liege ein Unglückskind in den Windeln, und doch stand eine gütige Fee an seiner Wiege, die ihm verlieh, daß ihm sein Unglück zum Glück werden solle. Statt eines Marschenbauers wurde ein Dichter aus ihm; statt eines Menschenfeindes eine Natur voll warmer Freundschaft und Hingebung, voll Güte und Opferfähigkeit; statt eines menschengemiednen Griesgrams ein von Volksliebe umfluteter Optimist. Für die Dorfschule schien er wegen seiner Zartheit und des Mundschadens ungeeignet. Man gab ihm einen Hauslehrer, und später kam er zu einem Bremer Naturwissenschaftler, dem Konservator der Museumssammlungen, ins Haus. Seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse sind ein wichtiger Zug in seinem Wesen. Er hat sie später auf den Universitäten von Jena, Berlin und München vervollständigt, sie waren wesentlich für sein „Marschenbuch." Schon in seiner Jünglingszeit entstanden manche hübsche Lieder. Doch sollten Reisen nach Mittel- und Süddeutschland bis nach Oberitalien seinen geistigen Horizont sehr erweitern und auch das Samenkorn des Genusses und der Freude an der bildenden Kunst in sein Gemüt legen, das hernach so reiche Frucht trug. Im Jahre 1845 heimgekehrt beteiligte sich Allmers schon am litterarischen Leben in Bremen. Aufsätze und Gedichte erschienen, auch der prächtige Studentengesang „Dort Saaleck, hier die Rudelsburg" entstammt schon dieser

Zeit. Die politische Bewegung von 1848 fand den stark für Freiheit und Recht und in Teilnahme für die Unbegüterten und Bedrückten erglühenden Mann im Lager der äußersten Linken. Noch jahrzehntelang nachher grollte er, die Professoren hätten die Schuld, daß der Frühling nicht zum Sommer geworden sei. Er selbst widmete sich mit vollem Eifer den Angelegenheiten seiner Gemeinde und wurde Deichhauptmann.

Mehr und mehr reifte in ihm der Entschluß, seine Marschenheimat der Welt in einem eignen Buche zu schildern. Er machte eingehendere Studien, geschichtliche, volkskundliche (das Wort gab es damals noch nicht, aber diese Wissenschaft verdankt Allmers wirklich viel), auch was das wirtschaftliche Leben der Marschenbewohner angeht. Er durchreiste das ganze Gebiet, und da er die allgemeinen Kenntnisse hierfür gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte, so fand er überall das Spezielle und Charakteristische schnell heraus. Er hatte einen merkwürdig offnen Blick dafür. Daraus erwuchs dann sein „Marschenbuch,“[1]) das ihn zuerst in weiten Kreisen bekannt gemacht hat. Es ist eine der frühsten Leistungen heimatlicher Volkskunde, auch eine der besten, wenn man die eigentliche Geschichte ausscheidet, denn für Quellenkritik hatte er doch nicht genügende Vorkenntnisse. Ohne lehrhaft und systematisch zu sein, vielmehr in freier, man kann wohl sagen künstlerischer Form schildert Allmers Land und Leute der Marschen, ihr alltägliches Ringen mit den Hochwassergefahren, die furchtbaren Deichbruchkatastrophen, das Erwerbsleben des reichen Marschbauern, des Stromfischers, des Tagelöhners usw., das Gemütsleben, die Häuslichkeit, die Sitten, die Pflanzen- und Tierwelt. Was heutzutage einen so breiten (zu breiten) Raum in gewissen Zweigen der Litteratur einnimmt, der Kultus der engsten Heimat, das tritt uns in den hingebungsvollen Schilderungen des Marschenbuchs in liebenswürdigster Weise entgegen. Es war ein „Erfolg.“ Allmers war ein berühmter Mann. Und der Erfolg behauptete sich, wie wiederholte Auflagen des Buchs beweisen.

Doch in seinem Autor lebte noch ganz etwas andres als Heimatkunde.

Zunächst ein Dichter. Allerdings hat Allmers am kastalischen Quell nur genippt (*Quelle in Delphi, deren Wasser dem Trinkenden die Dichtergabe verlieh E.H.*). Sehr produktiv ist er niemals gewesen, und daß auch nur einzelne seiner Schöpfungen unsterblich seien, ist wenig wahrscheinlich. Aber wem auch nur einige Tropfen des olympischen Wassers über die Lippen gelaufen sind, in dem leuchtet doch gelegentlich die poetische Empfindung so stark auf, daß daneben alle matte, angelernte Kunst der Versifexe verblaßt. Die Liebe hat sein Gemüt wenig gestört, und er hatte deshalb keinen Grund, sich mit Liebesliedern an ihr zu rächen. Aber er hat wundervolle Balladen gemacht; die des Thorbarden Bernolef, der zum Christentum übergetreten war und im Gewitter auf dem Hünenstein in weiter Heide seinen alten Heidengott wieder zu erkennen glaubt, ihn mit einer schwungvollen Ode ansingt und vom Blitzstrahl getroffen zu Boden stürzt, ist doch eine wahre Perle echter Balladenkunst. Stark ausgebildet war des Dichters Sinn für das Sentenziöse, sei es in eignen Sprüchen, sei es in größerem Zusammenhange. Den alten friesischen Spruch: „Lieber tot als Sklav,“ der ihn, wenn er darauf zu reden kam, bis zur höchsten Begeisterung hinreißen konnte, hat er wiederholt behandelt.

Du prächtig Wort: „Lieber tot als Sklav!“
O brause du wie Nordlandssturm
Durch alle deutschen Herzen hin,
Vom meerbespülten Friesenland
Bis zu der Alpen Hochgebirg.
Und von den Alpen bis ans Meer
Erdröhne donnernd wieder her,
Rings alles rüttelnd aus dem Schlaf,
Du stolzes Wort: „Lieber tot als Sklav!“

[1]) Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marxschen der Weser und Elbe. Vierte, durchgesehene Auflage. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung, 1902.

Es war in den fünfziger Jahren, in der vollsten Reaktion nach Olmütz als Allmers so sang (der Vertrag von Olmütz beendete 1850 alle Hoffnungen, die sich an die Revolution von 1848 geknüpft hatten E.H.). Mächtig ergriff ihn auch der tragische Heldenkampf der Stedinger, jener friesischen Stammesgenossen am andern Weserufer in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Dominikaner waren ins Land gekommen, um überall der Ketzerei nachzuspüren und die unbedingte Herrschaft der Kirche herzustellen. Wegen einer lächerlichen Lappalie wurde der Kirchenbann über das Stedingerland verhängt, und als die trotzigen Bauern noch nicht nachgaben, vom Erzbischof von Bremen der Kreuzzug gegen sie gepredigt.

Nun witterten die Geier Aas. Das elendste Gesindel an Rittern und Mannen, schon im voraus von der Kirche sündenfrei gesprochen, stellte sich dem Bischof und den dominikanischen Eiferern zur Verfügung. Die benachbarten Grafen waren auch dabei, um unter dem Segensspruch der Kirche freies Bauernland zu rauben. Dritthalb Jahre erwehrten sich die „Ketzer“ in ihrem nassen, von Gräben durchschnittnen Lande der fanatisierten Scharen. Am 27. Mai 1234 erlagen sie diesen, als sie auf einer Schiffbrücke den Fluß überschritten hatten.

Ein gräßliches Morden und Rauben begann; Frauen und Kinder wurden nicht geschont; ein großer Teil der Bevölkerung wurde ausgerottet. Noch heute kann man an diese That nicht denken, ohne daß sich einem vor Abscheu und Empörung das Herz im Leibe umwendet. Das Ereignis ist mehrfach von Dichtern behandelt worden, keinem ist es recht geglückt, ein Epos daraus zu machen; auch Allmers nicht. Er kam auf den sonderbaren Gedanken, die Reden in plattdeutscher Sprache wiederzugeben, den verbindenden Text aber hochdeutsch. Aber das floß und schmolz nicht recht zusammen. Wir geben eine Probe.

Da rief ihm alles jubelnd zu:
„So mot et syn! Ja, Recht hest du!
Wi moten dem Bischof lehren un wisen,
Dat wi noch syn de olen Friesen.
Is unse Freheit fort, is alles fort;
Lewer dod as Sklav, dat is unse Wort!“
So riefen sie laut, so riefen sie alle,
und es dröhnte und schallte die Kirchenhalle.

Allmers hat sich selbst nicht getäuscht, daß die zweierlei Mundart doch auf die Dauer nicht zu ertragen sei. Er hat das Epos nie vollendet, auch nie den Versuch gemacht, es einheitlich umzugießen. Vielleicht ist ihm auch zum Bewußtsein gekommen, daß ihm die Kraft, ein Epos im Großen zu gestalten, nicht ausreichend gegeben war.

Auch wenn er die Heimat ansingt, bleibt er mit seinen Gedanken noch in dem Bannkreise, den wir schon kennen. Prächtige Worte stehn ihm dafür zugebote.

Gern bin ich allein an des Meeres Strand,
Wenn der Sturmwind heult, und die See geht hohl,
Wenn die Wogen mit Macht rollen zu Land,
O wie wird mir so kühn und so wonnig und wohl!

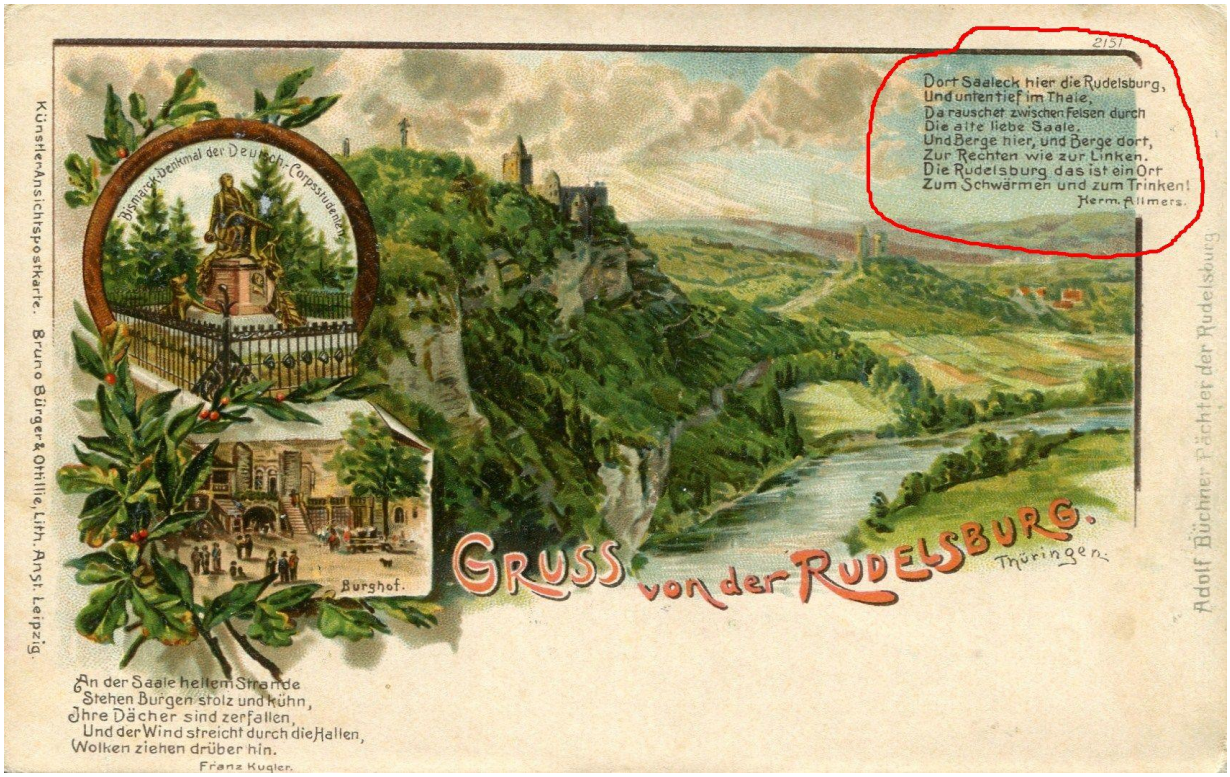
In dem Dichter Allmers steckte nicht bloß der Heimatdichter, sondern namentlich auch ein Freidenker, ein Stück von einem Philosophen. Der radikale Flügel des Hegelianismus hat auf ihn gewirkt, namentlich Arnold Ruge; wenn ich nicht irre, hat er diesen 1849 vor seinen Verfolgern verborgen gehalten, doch bin ich meiner Sache nicht sicher. Ebenso bedeutsam war die Freundschaft, die er im Winter 1858/59 in Rom mit dem Naturforscher Ernst Haeckel schloß. Er kam sehr bald dazu, die Kirche völlig zu negieren. Er geriet durch seine gänzlich freigeistigen Gedichte, Schriften und Handlungen schon in den fünfziger Jahren mit der intolerant orthodoxen Kirche in Konflikt. Sie weigerte ihm das Abendmahl, was ihm natürlich wenig ausmachte; bei seiner Neigung zu theatralischem Wesen gab er sich selbst das Abendmahl, was unter gewissen Bedingungen kirchenrechtlich zulässig sein soll. Er bekannte sich nicht etwa zu dem damals aufstrebenden liberalen Protestantenverein, sondern machte, obwohl seine Mutter eine Pastorentochter war, reinen Schnitt. Darin hat er sich nie beirren lassen, so viele Anstrengungen auch gemacht wurden, ihn wieder in den Schoß der Kirche zurückzuführen. In der „Weihe eines jungen Erdenbürgers“ machte er den Versuch, ungläubigen Familienkreisen einen Ersatz für die Taufe zu geben, ein Versuch,

der natürlich fehlschlagen mußte. In den fünfziger und sechziger Jahren erregte diese Haltung Aufsehen.

Die politische und die geistige Entwicklung drängten die Gemüter in eine andre Richtung. Das hat Allmers verkannt, als er noch 1889 mit derselben Emanzipation von der Vormundschaft der Kirche Effekt zu machen glaubte. Er gab ein Bändchen Gedichte „Fromm und frei“ heraus, die aber ziemlich spurlos vorübergingen. Zur Kennzeichnung seiner Ansichten geben wir daraus ein Verslein wieder:

Wer fromm das heilge Dogma glaubt,
Sei glücklich, daß ers glauben kann;
Wer kraftvoll sich davon befreit,
Sei glücklich, daß er brach den Bann;
Und doppelt glücklich, jeder sei's,
Daß er den andern glücklich weiß.

streben zog ihn mächtig an. An den kindlichen Ausdrucksmitteln, z.B. den Klobigkeiten kleiner Kirchen romanischen Stils, oder byzantinischer Freskomalereien, an den langen schmalschultrigen Gestalten der Gotik, an der Herbigkeit altflorentinischer Malerei konnte er ein unbezähmbares Gaudium haben. Und dann ahmte er mit seinem großartigen mimischen Talent — ausgebildet wahrscheinlich durch seinen Mundschaden und die Notwendigkeit, seinen Worten durch Gesten Nachdruck zu geben — und seiner grotesken Figur den Ausdruck byzantinischer und gotischer Heiligen in einer Weise nach, daß die anspruchsvollste Gesellschaft bis zum Bersten lachen mußte. Genug, schon die Antike begeisterte sein der Begeisterung so sehr fähiges Gemüt. Zeitweilig lebte und webte er in ihr. Dann schwelgte er wieder in andern Stilen. Für die



Ehe ich eine andre Seite der poetischen Natur unsers Freundes berühre, muß ich etwas weiter ausholen. Er war niemals ein einseitiger Romantiker, Germanist und Lobsänger der Heimat. Schon in seinem

ersten Münchner Aufenthalt war er zu der bildenden Kunst in ein vertrautes Verhältnis getreten. Er umspannte alle ihre Perioden, nur hörte sein Interesse auf, wenn man an die allerhöchsten Gipfel kam. Aber das Empor-

ganze Kunstgeschichte entbrannte sein Herz. Als er 1858 zum viertenmal in München weilte, entschloß er sich, über die Alpen zu gehn und einen Winter in Italien zu verweilen. Wenn man ihn noch in spätern Jahren von Italien, von seinen Lieblingsstädten Verona, Bologna, Rom schwärmen hörte, so konnte man über die tiefen, glühenden Eindrücke staunen. Und wie er damals auf der Höhe seiner geselligen Talente stand, so fand er auch in Rom die

beste und dankbarste Gesellschaft. Er war in stetiger Verbindung mit seinem Freunde Ernst Haeckel, dem Maler Willers und dem Bildhauer Kropp, dem Philologen Detlefsen und vielen andern. Er war auch selbst Mitbegründer der berühmten Colonnagesellschaft (*römischer Künstlerbund, der seinen Namen von dem Tagungsort, einem Café an der Piazza Colonna, erhielt. Ein Freundeskreis um den Dichter Hermann Allmers, der den Nazarenern geistig nahestand, E.H.)*

Nach seiner Heimkehr verfaßte er nach Erinnerungen und Aufzeichnungen das Buch, das ihn am meisten bekannt gemacht hat: „Römische Schlendertage“, das 1896 schon die neunte Auflage erlebt hat, was bei der Breite der deutschen Literatur über Italien viel sagen will. Es ist so recht ein Buch für den behaglich genießenden Romfahrer, der gern allerlei lesen will, was auf gründlicher Kenntnis beruht, ihn selber aber nicht mit Lehrhaftigkeit und Systematik heimsucht. Allmers schlendert in Rom umher, und bei seiner staunenswerten Empfänglichkeit sieht er viel mehr als andre Menschen. Und er sieht das, was jeden interessiert, keine trocknen fachmännischen Dinge. Ohne gesuchte Witzereißerei weiß er mit äußerster Behaglichkeit über das alte Rom, das Rom des Mittelalters und der Renaissance, sowie das zeitgenössische zu plaudern. Er geht mit uns durch Natur und Kunst, durch die Ruinen der Cäsarenpaläste, die Katakomben, das Ghetto, die Paläste und Villen, die großen und die kleinen Kirchen, die Volksbelustigungen und Friedhöfe. Und manches Thema gestaltet sich ihm dabei zu einem prächtigen, stimmungsvollen Gedicht.

Der Marschendichter sang nicht bloß von Deichen und Strohdächern, von der Stedinger Kampf und der Freiheit des Denkens, auch die klassische Kunst, die Romantik der Landschaft, das italienische Volksleben hatten es ihm angethan. Ja er wagte einen noch viel kühnern Sprung. Goethe hat in seiner Italienischen Reise die Skizze zu einem Drama „Elektra“ hinterlassen. Orestes und Iphigenia kommen aus Tauris heim und erliegen beinahe dem fürchterlichen Mordbeil des Atridenhauses, das die leidenschaftliche Elektra, die die Geschwister nicht erkennt, gegen sie schwingt. Im Augenblick der höchsten Katastrophe löst sich der Knoten. Es ist Allmers vollkommen gelungen, sich in den Geist der Goethischen Auffassung von der Antike hineinzufinden. Aber weiter kommt er nicht, und damit ist ihm das Urteil gesprochen. Man stelle dieses nachempfundne Werk der Ursprünglichkeit der Iphigenia an die Seite, und die Unermeßlichkeit des Abstands ist dargethan. Es ist einige Male dem Dichter zu Ehren aufgeführt worden, ein weiteres Leben führte es nicht.

Damit ist der nicht große Kreis der wichtigen Allmers‘schen Schriften umschrieben. Denn „Harro Harresen, eine Alpen- und Marschengeschichte“, „Hauptmann Böse, ein Buch für das deutsche Volk“ und einige Kleinigkeiten bedürfen keiner eingehenden Würdigung.

Hermann Allmers 1895 mit den Worpsweder Malern Otto Modersohn, Fritz Overbeck, Fritz Mackensen, Carl Vinnen, Heinrich Vogeler

Man wird vielleicht staunen, daß damit ein Mann dieses Maß von Popularität errungen hat, das ihm zuletzt eigen war. Es war der Mensch Hermann Allmers, der aus seinen Werken heraus lebte und leuchtete. Darin liegt das ganze Geheimnis. Einen Punkt haben wir schon im Eingang berührt: er war der Priester des Heimatkultus, eine Art Patriarch der ganzen Gegend. Aber das wurde er erst sehr spät, eigentlich erst auf Grund seines Ruhmes. Die Anfänge seiner Popularität wurzeln ganz und gar nicht in dem Verständnis der niederdeutschen Bauern und Kleinbürger für ihn. Das kam erst ganz spät. Wenn man ein Jahr setzen soll — natürlich fing die Sache nicht eines Tags

plötzlich an —, so kann man vielleicht 1880 nennen. Aber schon 1860 war Allmers der erklärte Liebling geistig hochstehender Kreise, die keinerlei Heimatkult betrieben, schon weil sie aus allen Weltgegenden zusammengewürfelt waren. Außer der „Colonna-Gesellschaft“ in Rom nennen wir das „Krokodil“ in München (*Mitglieder waren u.a. Felix Dahn, Emmanuel Geibel und Paul Heyse, der den Literatur-Nobelpreis erhielt E.H.*). Das waren Leute, die sämtlich mit der Zunge fertig werden konnten, und die zu Allmers tiefe Zuneigung faßten, nicht weil er aus einem strohgedeckten Bauernhause stammte, sondern weil er an Humor in der Gesellschaft, an sprühendem Geist bei herüber und hinüber fliegendem Gespräch alle übertraf. Er hatte ein großartiges schauspielerisches Talent. Wäre er bei seiner Begabung körperlich normal gewesen, er wäre ein Meteor am Theaterhimmel geworden. Das Groteske in seiner Figur, der hünenhafte Mensch mit dem großen Kopf, dem spärlichen hellgelben Haupthaar, dem abenteuerlich gebildeten Munde, die schwer verständliche Sprache, das alles trug viel dazu bei, die Empfänglichkeit des Publikums zu wecken. Einst trat er mit einer Dame in den schon überfüllten Hofbräukeller in München. In seiner lebhaften, lauten Weise fing er an zu sprechen und zu gestikulieren. Darauf wurde für einige Minuten der Hofbräukeller still - wer die Verhältnisse kennt, weiß danach, welches Staunen der fremde Gast erweckt haben muß. Seine hellen Augen waren nur klein, aber wer darin zu lesen verstand, fühlte die Geistesfunken, die daraus hervorblickten.

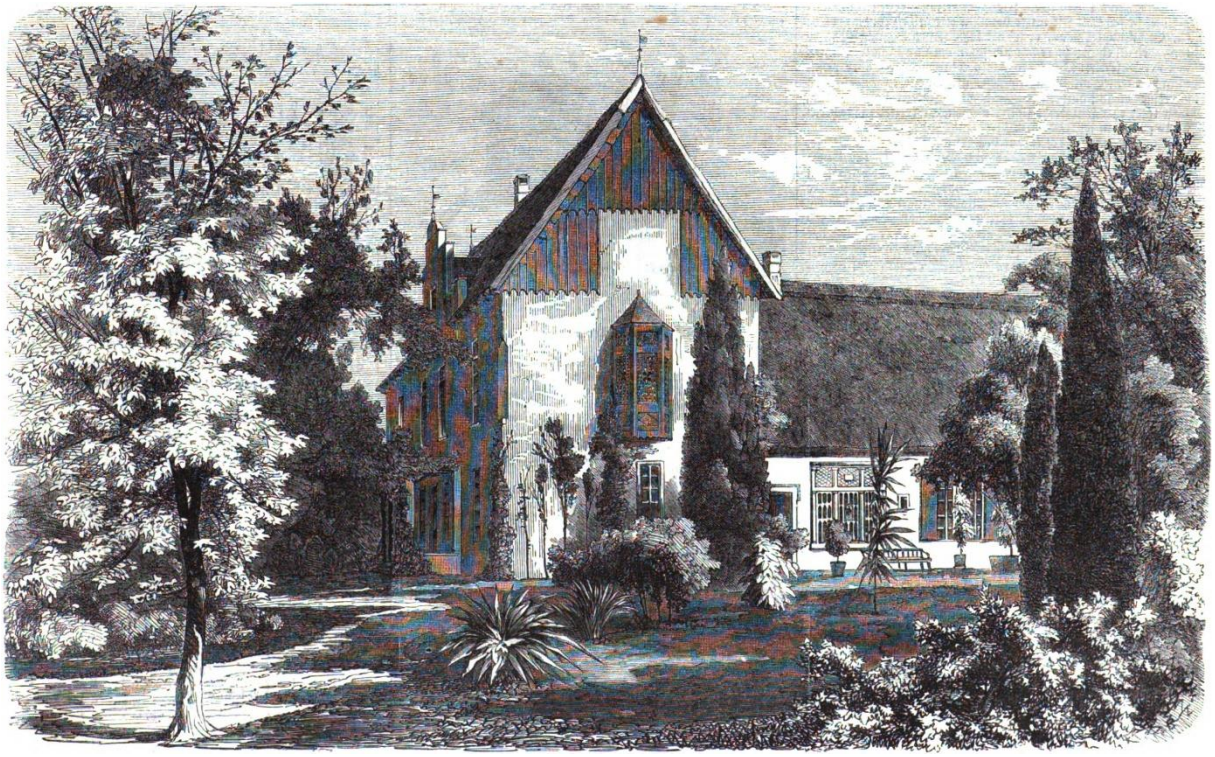
Und nun erst wenn er sang! Bei ernsten inbrünstigen Liedern war er tief ergriffen. Am größten war er bei Ulkliedern, z.B. dem berühmten „**Wer war jemals wohl so frech, wie der Bürgermeister Tschech**,“ (*siehe Montags-Story 107-Überraschungen der Sprachlehre!! E.H.*) oder „Es waren einmal zwei Knaben, die hatten ein Mädchen so lieb.“ Es gibt Leute, die können mit Hand und Mund und Fuß und Ellenbogen ganze Orchesterstücke mit ihren Klangfarben aufführen. Allmers konnte derartiges in der Mimik leisten. Im Bürgermeister Tschech z.B. sah man alle Beteiligten aufmarschieren, erst den „niemand, der Böses dacht, “ dann „kam ein Mann im grauen Mantel,“ dann den erst „noch etwas dämlich aussehenden,“ ferner den tief erschrocknen, hernach aufatmenden König, den gepackten Wüterich, die keilenden Gendarmen, den nicht in Berlin befindlichen Duncker usw. Es hat wohl niemand gegeben, der sich der überwältigenden Komik hätte entziehen können, niemand, der den Vortrag nicht gern noch einmal gehört hätte, und wenn er ihn noch so oft gehört hatte. Jahrzehnte sind vergangen, seit er, zum letzten Mal den Bitten seiner Freunde nachgebend, das Lied gesungen hat.

Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Hermann Allmers war eine Persönlichkeit. Im Leben wirkte er viel mehr als seinen Schriften je beschieden sein wird, wo er nicht mehr als die Persönlichkeit von Fleisch und Blut hinter ihnen steht. Auch in seiner Gesinnung war er ganz und gar er selbst. Seine Gutmütigkeit artete in Charakterschwäche aus. Sein väterliches Erbe war ein sogar für großbäuerliche Verhältnisse ansehnliches Vermögen. Eine Weide nach der andern verkaufte er, um in Not geratnen Freunden zu helfen. Von seinen ihm geistig gleichstehenden Künstler- und Schriftstellerfreunden hat niemals einer seine Mildthätigkeit in Anspruch genommen, geschweige denn mißbraucht. Aber bis zu seinem hohen Alter hin war er das Opfer von Schmarotzern, die seine Schwäche ausbeuteten. Er selbst hatte nicht die Kraft, solche Leute abzuschütteln; noch in den letzten Jahren bedurfte es großer Anstrengung von Verwandten, solches Gelichter unschädlich zu machen. Dem Bittenden versagte er nie die Gabe.

So schmolz sein Vermögen stark zusammen. Unverdrossen gab er sich hin, wenn er einem Freunde nützen konnte oder nützen zu können glaubte. Dann lief er zu Ministern und Millionären, zu Behörden und zu Privatleuten, um durch seinen Einfluß irgend einem „wackern Kerl“ (das war sein stehender Ausdruck) vorwärts und zu der allemal „wohlverdienten“ Anerkennung zu ver-

helfen. Und es war seine höchste Wonne, ein wahrhaft reines Herzensvergnügen, wenn er einem Manne von wirklichem Nutzen gewesen war. Damit war eine Charakterschwäche nahe verbunden. Er sonnte sich so sehr in dem Glanze, der Helfer verkannter Talente oder sonst „wackrer junger Kerle" zu sein, daß er nicht gerecht und ehrlich dem Hilfesuchenden sagte, wie er über seine Aussichten, seine Talente dachte, sondern ihm ohne weiteres ein glänzendes Zukunftsbild ausmalte und von vornherein in Begeistrung geriet über die durchschlagenden



Allmers's Haus in Rechtenfleth

Erfolge, die sein neuer Freund einst erringen werde. Und wenn das Talentchen noch so klein war, Allmers konnte schwelgen in dem Traum von dem Siegeszuge, den er machen werde, und von dem Glanze, der auf ihn, als den Förderer, fallen werde. Die Wirkung auf schüchterne junge Leute kann man sich denken. Nicht wenige sind mit ganz andern Ansichten über sich selbst aus seinem Hause weggegangen, als sie gekommen waren. Er blieb ihr Abgott. Seine Popularität wuchs damit unermeßlich. Ob die kleinen Talente wirklich Ursache hatten, ihm dankbar zu sein, wenn er sie veranlaßte, auf einen philisterhaften bürgerlichen Beruf zu verzichten und der Kunst oder der Litteratur nachzugehn, ist eine andre Sache.

Wir können von dem Manne nicht scheiden, ohne seines Hauses, seines „Marschenhofs" zu gedenken. Das väterliche Haus war wie alle der Gegend; vorn die lange Diele, zu beiden Seiten Viehstände; quer davor die Wohndiele mit den Schlaf- und Wohnzimmern, alles zu ebner Erde; der Herd mit offnem Rauchfang mitten in der Wohndiele. Das war ihm zu eng. Er baute ein zweites Stockwerk, legte den Herd in eine eigne Küche und schuf dadurch die Wohndiele zur „Halle" um. Hier an den eichengetäfelten Wänden hatte er sein „Schartekeum, " alte Geräte, Waffen, Wappen, ein Harmonium, auf dem er gelegentlich, namentlich am Weihnachtsabend vor seinem Gesinde, musizierte. Auch in den gewonnenen neuen Zimmern hatte er Sammlungen, die sich auf seine Reisen bezogen, Gipsabgüsse nach Antiken, Mineralien, Zeichnungen, Photographien, Stiche usw. In seinem gastfreien Hause ging es von guten Freunden aus und ein, manche wohnten längere Zeit bei ihm. Die Maler verewigten sich dort auf ihre Weise. Fr. von Dörnberg und „Otto Knille zeichneten auf Wandkartons die Geschichte der Marschen von der Römerlandung bis zur Ochsenausfuhr.

Arthur Fitger malte im „Saal“ einen antiksierenden Plafond und über dem Kamin eine Frau Saga. Der Marschenhof mit seinen Sammlungen soll nun zum Besten der Bevölkerung der Gegend erhalten werden. Auf dem Deich vor seinem Hause hat er eine Nische mit einem Mosaikbildnis Karls des Großen aufgestellt. Es war sein Lieblingsgedanke, daß der Frankenkönig bei seinem Heimatsdorfe die Weser überschritten habe. Nach den Chronisten soll das bei Alisne geschehn sein; Rechtenfleth gegenüber liegt ein altes Dorf Alsen; darin erblickte er Alisne. Er selbst mußte freilich später die Berechtigung von Zweifeln zugestehn, denn in dem damals noch uneingedeichten Lande konnte kaum ein „Dorf Alisne“ liegen.

Seinen mildthätigen Sinn bekundete Allmers noch in seinem Testament, denn von seinem sehr zusammengeschmolznen Vermögen sind noch Legate für die Bedürftigen Rechtenfleths ausgesetzt.

Diese werden den Mann mit dem überquellend warmen Herzen nie vergessen; der friesische Stamm wird in ihm immer seinen Herold sehen; der Same seiner Schriften wird wohl nie üppig ins Kraut schießen, aber auch nie untergehn. Untergehn muß das, was von dem lebendigen Menschen untrennbar war, und was seine Freunde am allermeisten an ihm schätzten: Der geistsprühende Mann, der bezaubernde Gesellschafter, der aus Ulk und Grandezza zusammengesetzte Mimiker.